



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wolf, Eugen: Wißmann : Gedächtnisrede, gehalten am 18. November 1905
im Saale des alten Rathauses zu München von Eugen Wolf in München

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wißmann

Gedächtnisrede, gehalten am 18. November 1905 im Saale des alten Rathauses zu München
von Eugen Wolf in München



eute, wo ein großer Teil unsers afrikanischen Besitzes in Flammen steht, wo in Südwestafrika Tausende von Deutschlands Söhnen für die Rückerverbung und die Sicherung deutschen Kolonialbesitzes ihr Leben oder ihre Gesundheit einbüßen, wo in Deutschostafrika die Negerstämme von der Seeküste an gerechnet bis zu unsrer westlichsten Grenze in Aufruhr geraten, liegt die Veranlassung, eines Hermann von Wißmann zu gedenken, mehr als je nahe. Denn Wißmann ist es, dem wir die Erforschung eines großen Teiles des zentralen Afrikas, die Erhaltung einer unsrer wertvollsten Kolonien, die Ausrottung des Sklavenhandels und der Menschenjagd verdanken. Bei so großen Verdiensten des vor nicht langer Zeit durch einen Jagdunfall aus dem Leben geschiednen Kämpfers für die Menschheit, für die Wissenschaft und für Deutschlands Größe darf wohl bei allen Deutschen ein Interesse für seinen Entwicklungsgang vorausgesetzt werden.

Hermann Wißmann, der einem alten preussischen Adelsgeschlecht angehörte, wurde als Sohn des Regierungsrats Wißmann am 4. September 1853 zu Frankfurt a. d. Oder geboren. Sein Vater hatte den Adel abgelegt, seine Mutter, eine geborne Schach von Wittenau, lebt noch in Lauterberg im Harz.

Schon als Gymnasiast zeigte er eine lebhafteste Neigung für Naturwissenschaften; dann besuchte er die Kriegsschule in Anklam, machte sein Offiziersexamen und wurde 1874 Sekondeleutnant. Im Jahre 1870 bei Beginn des Feldzugs meldete sich Wißmann, noch nicht fiebzehn Jahre alt, als Freiwilliger für Kriegsdauer zum Eintritt in die Armee, wurde aber, weil er noch zu jung war, nicht angenommen. Im Herbst 1871 trat er in die oberste Klasse des Kadettenkorps zu Berlin ein. Schon im Frühjahr bestand er glänzend das Fähnrichsexamen und wurde dem Mecklenburgischen Füsilierregiment Nr. 90 in Rostock zugeteilt. Während seiner Leutnantszeit rettete er mehrmals Menschen vor dem Ertrinken, 1875 erhielt er seine erste Rettungsmedaille, und ein Jahr darauf für die Rettung zweier Menschen den Kronenorden am schwarz-weißen Bande.

In Rostock lernte er Bogge kennen. Diesem waren die mecklenburgische Erde und sein Jagdgebiet im Heimatlande nicht mehr groß genug, und wenn Bogge, von seiner ersten großen afrikanischen Jagdexpedition zurückgekehrt, am runden Honoratiorentisch bei Friemann in Rostock von Afrika und den vielen Wundern des unerforschten Landes, von der Unermeßlichkeit der Jagdgebiete, von der goldnen Freiheit sprach, die man im dunkeln Afrika genieße, leuchteten die Augen des „tollen Wißmann“ — so wurde er damals genannt — auf.

Die Beschreibungen der epochemachenden Reisen Schweinfurths, Stanley's, Livingstones und anderer hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Noch mehr weckten Pogges lebhaft und einfach geschilderte Reiseerlebnisse den Wunsch in ihm, mitzuarbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Weltteils. Von dem Präsidenten der Afrikanischen Gesellschaft, dem im Frühjahr 1885 an der Westküste Afrikas in seinem Verufe gestorbenen Generalkonsul Dr. Nachtigal ließ er sich die Bedingungen mitteilen, unter denen er als Geograph für die nächste Expedition in Aussicht genommen werden könnte. In der Seemannsschule in Rostock machte er während seines Offiziersdienstes ein halbes Jahr lang geographische und meteorologische Studien, bildete sich weiter in der Fertigkeit topographischer Aufnahmen aus und studierte Zoologie und Geologie.

In Rostock galt er in Studentenkreisen als unanfechtbare Autorität in allen Ehren- und Waffensachen, und bei Ehrenforderungen wurde er als Unparteiischer gebeten. Es war ihm immer daran gelegen, durch einen Versöhnungsversuch die Sache gütlich beizulegen. In dem jungen Leutnant zeigte sich damals schon der urwüchsigste ernste Mann.

„Schneidig,“ frisch und freundlich wie er war, ohne eine Spur von Hochmut, sich dabei aber nichts gefallen lassend, war er allgemein beliebt: eine sonnige Natur, aber eisern, unverwundlich; keiner von denen, die bei Liebesmahlen, Kompagniefeiern und sonstigen Festen lange vor einem leeren Glase sitzen konnten, und wenn er die ganze Nacht durchzechet hatte, so stand er früh um fünf Uhr feldmarschmäßig und stramm vor seinem Vorgesetzten, tat den Tag über Dienst und fing Abends auf der Kneipe wieder von vorn an.

So war der „tolle Wißmann“ schon als Leutnant der überschäumende Kraftmensch im guten Sinne. Der Drang nach Freiheit, eine gewisse Abenteuerlust mögen es gewesen sein, die in ihm den Entschluß reiften, den Versuch zu machen, sich Pogge bei dessen nächster Forschungsreise anzuschließen. Aber Pogge, der den „tollen Wißmann“ gleich in sein Herz geschlossen hatte, verhehlte ihm nicht die großen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe, für deren Erfüllung Wißmanns Kenntnisse bisher noch ungenügend seien. Mit einem Aufwand von Energie setzte sich der von Leichtlebigkeit sprudelnde Leutnant wieder hinter die Bücher. Die gesamte freie Dienstzeit widmete er nun der Navigationschule, den fremden Sprachen und der Universität.

Von den vielen Offizieren, die sich damals bei Pogge gemeldet hatten, um dessen Expedition mitzumachen, empfahl der preussische Kriegsminister Wißmann als den geeignetsten.

So wurde Wißmann als Begleiter Pogges gewonnen, erhielt einen zweijährigen Urlaub und schiffte sich am 18. November 1880 in Hamburg ein.

Pogges und Wißmanns Ziel war des mächtigen Regierfürsten Muata Samvo Hauptstadt Mussumba, wo eine Station der Afrikanischen Gesellschaft gegründet werden sollte. Es sollte von der portugiesischen Provinz Angola von der Westküste aus das Lundareich erreicht, und von da Vorstöße nach unbekannten Gebieten, hauptsächlich nach Norden gemacht werden, ferner botanische und zoologische Sammlungen und Wegaufnahmen, mit einer vom Reich gewährten Summe von

nur 20 000 Mark. Die Afrikanische Gesellschaft setzte für jedes weitere Jahr 20 000 Mark Unterstützung aus. Mit den zur Verfügung stehenden geringen Mitteln konnte sogar das heute ganz unentbehrlich erscheinende, wie Zelte, Reisebetten, Moskitoneze usw., nicht angeschafft werden, auch war die Ausrüstung mit Waffen sehr beschränkt, ebenso mit Lebensmitteln, Konserven und Getränken, da der größere Teil der zur Verfügung stehenden Summe für die im Innern Afrikas nötigen Tauschwaren verwandt werden mußte.

Wißmann und Pogge zogen über die Küstenkette in das innere Hochland Afrikas nach Kimbundo und von dort an den mächtigen Kassai-Ström, einen der größten Nebenflüsse des Kongos; von hier aus nach Osten über den Zulua und nach Nyangwe, wo sich auch Livingstone lange aufgehalten hatte.

Hier trennten sich die beiden Freunde, die soviel Leid und Entbehrungen, aber auch Freuden zusammen geteilt hatten. Pogge ging von Nyangwe aus nach der Westküste zurück und starb nach seiner Ankunft am Meere, aufgezehrt durch die Malaria, nachdem er sehr lange mit zerfressenem und eiterndem Kinnbacken gereist war, schließlich an einer Lungenentzündung.

Wißmann, der während seiner Reise mit Pogge sehr viel von ihm gelernt und schon damals eine große Fülle von Erfahrungen gesammelt hatte, traf in Nyangwe den arabischen Sklavenhändler Tippu Tipp, der ihm, da Wißmanns Mittel ganz erschöpft waren, Tauschwaren auf Kredit gab, und mit Unterstützung von Tippu Tipp setzte Wißmann seine denkwürdige Reise nach Osten durch die Gebiete der Menschenfresser Manyema nach dem Westufer des Tanganjikasees, von da nach Udsjidi auf dem östlichen Ufer des Sees und durch das spätere deutsche Gebiet über Tabora und Mwapapwa nach Saadani an der afrikanischen Ostküste fort.

So war der Kontinent südlich vom Äquator zwischen den beiden Durchquerungsrouten Stanleys und Camerons im Norden und Süden zum erstenmal von West nach Ost durchreist worden. Die Ansicht, daß man vom Westen aus nicht weiter ins Innere vordringen könne, war widerlegt.

Die Reise vom Kassai bis Nyangwe war die zweite durch Völker, die von der Zivilisation bisher ganz unberührt geblieben waren, und die erste zu Lande, da Stanley vorher die Reise nördlich von Wißmanns Routen zu Wasser gemacht hatte.

Vor der Wißmannschen Expedition war dieses ganze Gebiet unerforscht gewesen, der Kassai und seine Nebenflüsse, der Lubilash oder Sankurufluß, der Lomami, der Qualaba und viele andre waren unbekannt, auch war die Aufsuchung eines im zentralen Afrika vermuteten Sees geographisch von großer Wichtigkeit; von besonderm Werte war das Auffinden des Stammes der Baschilange, die viel zu Wißmanns Erfolg beitrugen und unter seiner spätern Führung ihm zuerst nach dem Flußgebiet des Kongo und später in noch unbekannte nördliche Gebiete folgten.

Schon von dieser ersten Reise her kam Wißmanns Name als der eines zuverlässigen Forschungsreisenden ersten Ranges in aller Mund.

Im folgenden Jahre sehen wir Wißmann an der Spitze der belgischen Kongoexpedition, mit deren Leitung ihn, den großen Wert Wißmanns für sein

Unternehmen erkennend, der König von Belgien betraut hatte. Es war dies eine bedeutend größere und schwieriger Aufgabe als die erste. Sie hat sich über drei Jahre erstreckt.

In Geographenkreisen hatte man angenommen, daß innerhalb des großen Bogens, den der Kongo von Süden nach Norden und dann weiter nach Westen beschreibt, größere Seen liegen müßten. Dem König der Belgier, der mit weitem kaufmännischem Blick die große Zukunft des Kongostaats voraussah, erschien deshalb die Wichtigkeit des obern Kongogebiets und seiner großen Aderu sehr bedeutend, und er erlaubte Wißmann, zum Zwecke der Erforschung noch fünf andre Deutsche heranzuziehn.

Der große Kassaistrom wurde erforscht, und man gewann erst jetzt eine absolute Übersicht über den Lauf dieser gewaltigen Wasserader. Man brach wieder von der portugiesischen Westküste Afrikas auf und erreichte nach fünf Monaten Mukenge am Lualaba. Wißmann errichtete die Station Luluaburg, ließ dort Kähne bauen, setzte sein zerlegbares Stahlboot zusammen, trat im Frühjahr 1885 die Fahrt auf dem Kassai an und erreichte die Mündung des Kassai in den Kongo anfangs Juli und Mitte Juli Leopoldville am Stanley-pool. Damit war eine mächtige Verkehrslinie im dunkelsten Afrika für die Schifffahrt geöffnet; aber Wißmanns Gesundheit war stark erschüttert. Seine Krankheit, ein nervöses asthmatisches Leiden, nahm alsbald einen so ernstlichen Charakter an, daß er Stabsarzt Wolf die Führung der Expedition übertrug und sich dann, kaum transportfähig, nach der Küste und von dort nach Madeira begeben mußte, wo wir uns kennen lernten.

Aber Wißmann hielt es nicht lange in der Ruhe und in dem Schlaraffenleben Madeiras aus. Sobald er wieder „piep“ sagen konnte (ich gebrauche hier seinen eignen Ausdruck), ließ ihm Afrika keine Ruhe, und schon 1886 sehen wir ihn zur weitem Ergründung des Kassai und seines großen Quellgebiets wieder im Innern. Er nahm die von ihm gegründete Station Luluaburg als Ausgangspunkt, um dieses ungeheure Stromnetz festzustellen. Er drang nach Osten vor; die Baluba waren ihm damals feindlich gesinnt, er wurde zur Umkehr genötigt.

Schon im November desselben Jahres zog Wißmann, begleitet von dem belgischen Offizier Le Marinel und seinem getreuen Schiffszimmermann Bugslag, wieder nach Osten und wollte unterhalb der Luluamündung den Lomami erreichen, aber das furchtbare Sumpf- und Urwaldgebiet machten dies unmöglich. Entbehrungen aller Art, Hunger und Krankheiten in der Karawane zwangen ihn zur Umkehr nach Süden. Viele seiner Leute starben an Hunger.

Nur unter den schauderhaftesten Entbehrungen konnte die Reise fortgesetzt werden, und er gelangte krank und ausgehungert nach Nyangwe, wo ihm die Araber aushalfen. Wißmann erreichte die ostafrikanische Küste über den Tanganjika und den Nyassasee, den Sambesi und Quaqua abwärts im August 1887. Abgesehen davon, daß er durch seine geographischen Forschungen in den Stand gesetzt worden war, einen großen Teil des weißen Flecks im Kongobecken auszufüllen, hatte sich Wißmann mit ethnographischen Arbeiten stark beschäftigt, so zum Beispiel mit Studien über das Volk der Baschilange. Es waren seine treuen Freunde, denen er für so vieles dankbar war. Im Jahre 1881 war er

zuerst mit Bogge bei ihnen erschienen, und nur mit ihrer Hilfe war es ihm gelungen, den Qualaba zu erreichen.

Im Jahre 1884 war er wieder von Westen in das Land Lubuku zu seinen alten Freunden gekommen und hatte die versprochenen vielen Weißen mitgebracht. Auch die Erforschung des Kassai wurde ihm nur durch die Hilfe der Baschilanges möglich. Und bei seiner dritten Rückkehr war großer Jubel bei seinen Freunden. Dort war Wigmann zuhause; jedes Gesicht der Hunderte von Negern erkannte er, und jeder der ihn Umdrängenden freute sich.

Wigmanns Kräfte waren erschöpft. Hunger, Mäße, Kälte, Hitze, Entbehrungen aller Art hatten an seinem Lebensmark genagt. Nur wer es selbst erlebt hat, kann verstehen, was es heißt, sich in der Wildnis durchringen, Schritt für Schritt erkämpfen zu müssen, kann verstehen, welchen Aufwand von Fähigkeit und Energie, von Spannkraft des Körpers und des Geistes dieses sich „Vorwärtswürgen“ fordert; er beschreibt einen solchen Tag in der Wildnis, der sich doch für den Forscher tagtäglich und oft monatelang wiederholt:

„Weiter wandern wir nach Norden durch eine Graswildnis, in der man sich buchstäblich jeden Schritt erkämpfen muß, fortwährend festgehalten von den feinen, wie Angelhaken gebognen Spitzen der Akaziengebüsche. Fast unausgesetzt ist der Weg mit Wasser bedeckt, und wir marschieren bis zu den Hüften und den Schultern im Wasser, das langsam durch Schilf, Papyrus und Mariankagrass treibend in den Lubuku mündet.

Die wilde Üppigkeit der Natur würde große Genüsse gewähren, wenn nicht gleichzeitig für uns der Marsch so qualvoll wäre! Bald verschwinden wir in Niederungen mit zwölf Fuß hohen Gräsern, das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum hält er noch die Nase über Wasser. Man springt herunter selbst bis an den Hals ins kalte, feuchte Element und führt das Tier. Weiter geht es in baumhohes Mariankagrass, dessen daumendicke, geknickte, in den Weg starrende Halme schmerzhaft Stöße gegen Rippen, Schienbein und ins Gesicht verabreichen, sodaß das fortwährende Bücken, das Schützen mit der Hand, Wegdrücken, Ziehen und Durchwinden sehr ermüdet. Manchmal rennt sich der Stier so fest, daß er wie gefesselt steht und mit dem Messer befreit werden muß von den zahllosen feinen aber zähen Ranken, die sich an dem Mariankagrass hochwindend, sich wie zu einem dichten Netz verschlingen. Das reife Gras läßt bei der geringsten Berührung befiederte feine Samenstacheln regnen, die sich am Hals und an den Ärmeln ins Unterzeug hineinarbeiten und ein höchst peinliches Zucken und Stechen veranlassen. Dornenbüsche mit ihren Haken sind nur mit Verlust eines Fegens Zeug oder mit schmerzhaften Hautrissen zu passieren. In aller Frühe schon öffnen sich die Schleusen des Himmels, und bald ist der schmale Pfad in einen Gießbach verwandelt, in dem sich die müden Träger rutschend und gleitend vorwärtsquälen. Kalte Windstöße machen die vom Regen triefenden erzittern. Bis an den Mund im Wasser wattend, erreiche ich nur den Anfang einer überschwemmten Brücke und bin gezwungen, mich an dem Dianengeländer vorwärtszuziehen, da von der starken Strömung meine Füße vom Unterbau der Brücke, einem Baumstamme, fortgerissen werden.“

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen Wißmanns Kräfte zusammenbrachen, und so sagt er auf dem Wege zum Tanganjikasee:

„Noch einmal versuchte ich, mich einen Tag weiterzuschleppen, kam jedoch nach einem schweren Marsche durch hohes, trocknes Gras und bei furchtbarer Hitze so erschöpft und mit einem Fieber in Mabunga an, daß ich sehr krank und schwach mich niederlegen mußte. Ich war unfähig, mich zu erheben. Ich warf viel Blut aus, litt an starkem Herzflattern und Kreuzschmerzen. Nach anhaltendem Erbrechen wurde mein Zustand etwas besser. Ich ließ mich bis zum Quikabach tragen, wo Millionen von kleinen Bienen mit verzweifelter Konsequenz trotz unablässigen Abwehrens in Augen, Ohren und Nase flogen. Ich lebe schon seit vier Tagen nur von Reiswasser. Morgens ist es so kalt, daß ich bei meiner Schwäche vor Frost zittere.“

Vom Fieber geschwächt, von seiner gedrückten Stimmung überwältigt, klagt er:

„Welch wunderbaren Beruf habe ich mir gewählt! Wie anders denkt man sich daheim das Leben in der Wildnis! Wo ist das Gefühl der Befriedigung in der Arbeit, wo der Reiz der Gefahr, wo die Genugtuung, sie überstanden zu haben, wo endlich die geringste Poesie des Lebens! Was ist es, das uns hier so selten zum Genuße der Schönheit der Natur kommen läßt? Niemals hat man unter den sengenden Strahlen der hiesigen Sonne das Gefühl der unbezwingbaren Kraft wie daheim, nie jenes Schwellen der Brust im Vollbewußtsein seines Könnens. Kein einziger der vielen hohen Genüsse unsrer Heimat bietet sich hier. Welch elendes Dasein ist es, mit welchen Entbehrungen, Sorgen und Enttäuschungen hat man zu kämpfen, und in welcher häßlicher Umgebung! Die Natur bietet meist nur ein wüstes, wildes Einerlei, das unter sengender Sonnenglut gedrückt erscheint oder triefend und modern. Wie ein Gefangener klebt man am Wege, eingeschlossen von der fast undurchdringlichen Vegetation, die selbst dem Auge nicht gestattet, an einem Weitblick sich zu laben.

Wer sind die Gefährten dieses Lebens? Arme, nackte, stumpfsinnige Kinder ohne Treue und Glauben, ohne Herz und Gefühl für etwas hohes, an nichts denkend als an die Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse, ohne jeden höhern Gedanken, ohne jedes hohe Ziel. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das nur auf den eignen Vorteil bedacht, kein Mittel scheut, um seinen Patron zu übervorteilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benützt, um eine Bettelei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugeteilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondre Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Jedes Wort, das für das Ohr des Weißen berechnet ist, ist Hunger, jedes Geschenk, das sie erhalten, eine Veranlassung zur Forderung nach mehr. Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht. Ringsum nur Sammer, Elend und Stumpfsinn oder Roheit, Wildheit und Gefühllosigkeit. Ein ewiger Kampf gegen das feindliche Klima, ewige Sorgen ob des

Gelingens der Pläne, Kummer und Fehlschläge beschäftigen unausgesetzt den Geist.“

Doch solche Gedanken quälten ihn nur, wenn er körperlich litt — ein Wißmann kam immer wieder hoch —, und hatte er ein Ziel, das ihm vorgegeschwebt, erreicht, „dann, meint er, war alles schwere, das dies Leben mit sich brachte, wohl zu ertragen.“ So jubelt er in dem erhebenden Augenblick der Entdeckung des „Sankurru“:

„Hinüber ging es über den Rand des Plateaus, der ihre Strahlen auf uns herabsenkenden Sonne entgegen.

Nach dem Namen fragend, zeigte ich auf den Fluß, um zu erfahren, wie unsre neuen Freunde ihn nannten. »Sankurru« erklang es deutlich von den Lippen, und fast hätte ich einen Luftsprung im schwanken Kanu ausgeführt. Der Führer sah mich ganz ängstlich an, er mochte meinen, ich sei meiner Sinne nicht recht mächtig. Also endlich der Sankurru, endlich das Objekt so vieler Fabeln, Annahmen und Voraussetzungen! Sankurru und Lubilaski waren identisch!

Zwanzig Meter noch vor dem rechten Ufer nahm ich dem Fahrenträger die deutsche Flagge aus der Hand. Hoch durch die Luft sauste der Speer hinüber und bohrte sich tief in den Ufersand. Bald hatten wir ihn erreicht, und hinüber zu Bogge schwenkte ich mit unserm Schwarz-Weiß-Rot einen Gruß, den er mit Winken des Gutes beantwortete.“

Und wir sehen Wißmann am Geburtstage seines Kaisers der erschöpften Karawane einen Ruhetag gönnen und mit frischem Palmwein die Gesundheit des greisen Heldenfürsten trinkend, stolz in dem Bewußtsein, daß wohl kein Deutscher in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildnis seines kaiserlichen Herrn gedenke.

An diesem Tage sagt er: „Im fremden Lande empfindet man mehr, was es heißt, einer großen, geachteten Nation anzugehören. Während im Vaterlande der Einzelne unter seinen zahllosen Gefinnungsgegnossen ein kleines Teilchen vom Ganzen bildet, ist er im fremden Lande das Ganze selbst; er ist Repräsentant seiner Nation. Der nationale Stolz und das nationale Bewußtsein treten lebendiger vor seine Seele, und wohl dem, der die Berechtigung für seinen Patriotismus so allgemein anerkannt findet wie der Deutsche, wohl dem, dessen Monarch so ungeteilte Sympathien, allgemeine Liebe und Verehrung besitzt wie unser greiser Heldenkaiser!“

Und auch seinen schwarzen Kindern kann er nichts lange nachtragen. Er sagt: „Der Neger ist nun einmal ein Kind, und wer ihn kennt und studiert hat, wird mir beipflichten, daß man herausfühlt, daß alles schlimme natürlichen Trieben entspringt, nicht ruhig überlegt und raffiniert ist, und der gerechte Zorn schmilzt bald dahin, ja man ist erstaunt, daß man sich so erregt hat. Der schlagendste Beweis für diese Auffassung ist der Umstand, daß auch der Neger selbst nicht nachträgt; Rache oder Wiedervergeltung nach Beruhigung der ersten Aufwallung kennt er nicht. Er vergißt Böses ebenso wie Gutes schnell.

Die Behandlung des Negers soll in erster Linie eine gerechte, streng unparteiische sein, denn der Wilde hat wie das Kind ein feines Gefühl für ungerechte

Behandlung, Zurücksetzung oder Bevorzugung. Ich bin durchaus kein Freund davon, jedem schwarzen Bruder die Hand zu schütteln, aber der Neger soll erkennen, daß man ein Herz für ihn hat, und daß man seinen Eigentümlichkeiten Rechnung trägt. Der Europäer kann die guten Eigenschaften, die in dem Neger schlummern, zur Entwicklung bringen, er kann ihn entflammen zu hohen Leistungen, ja zur Selbstverleugnung. Die richtige Behandlung des Negers ergibt sich erst aus einem längern Studium seines Charakters und aus längerer Praxis. Man sollte mit allen möglichen Mitteln darauf hinstreben, darin bewährte Kräfte sich zu erhalten. Man soll die Religion, Sitten und Gebräuche des Afrikaners strengstens respektieren, damit man nicht das Gefühl der Anhänglichkeit durch das Bewußtsein eines Glaubens- und Rassenunterschiedes stört. Man habe ein williges Ohr für Klagen, für Einholen von Rat, für die Mitteilung von Sorgen und Wünschen, und das befestigt das Zutrauen, wenn auch dabei die Geduld auf eine harte Probe gestellt wird. Der aufmerksame Beobachter wird beim Afrikaner bald Anklänge an die alttestamentlichen patriarchalischen Verhältnisse finden und daraus für seinen Verkehr mit ihm richtige Schlüsse ziehen können.“

Wißmann hat nie vergessen, daß auch unter der schwarzen Haut ein menschliches Herz schlägt, und er wurde belohnt dafür durch das unbegrenzte Vertrauen, das ihm die Neger entgegenbrachten; denn als er auf seiner dritten Reise — grau der Himmel, grau die Zukunft, grau die Leute vor Frost und Hunger — wieder einige dem Hunger erlegne Baschilange begraben muß, da wird kein Wort des Vorwurfs gegen ihn laut — im Gegenteil: das Klagen der Mütter — die ihre Kinder nicht mehr zu nähren wissen — wird beschwichtigt mit dem Zurufe: „Kabassu Babu wird es schon wieder gut machen — er wird uns bald dahin führen, wo wir essen können!“

Und als er sich während seiner dritten Reise von seinen Balubas in der Wildnis trennen mußte, kaufte er für sie bei einem Häuptling ein Dorf, ließ ihnen Gewehre, Zeug, Haus- und Ackergeräte, Tauschwaren, um sie zu nähren, bis sie von den Feldfrüchten leben konnten. Er ernannte einen seiner besten Baluba zum Häuptling der neuen Gemeinde und gründet so für den Kongostaat einen erwünschten Stamm von Leuten, die aber, falls sich eine Gelegenheit bieten sollte, sich einer sichern Karawane nach ihrem Heimatlande anzuschließen, dies tun möchten.

Doch wie groß auch seine Herzensgüte für die Schwarzen war — sie war doch gepaart mit weiser Strenge, absoluter Konsequenz, also absoluter Gerechtigkeit; er kannte eben die Natur des Negers wie kein andrer und behandelte ihn dementsprechend. Das Kraftwort: „Man soll den Neger nie prügeln, wenn aber, dann feste!“ stammt von ihm.

Seine Herzensgüte erstreckte sich nicht nur auf jeden Armen und Bettler, den er sah, sondern häufig auf seine eignen Kameraden, und wohl manche Ehrenschuld von Offizieren, deren Namen für immer ungenannt bleiben mögen, hat er bezahlt. Große Beträge, die ihn einen Teil seines eignen, damals recht unbedeutenden Habes kosteten.

Wißmanns Bescheidenheit war bei allen, die ihn kannten, sprichwörtlich. Nie drängte er sich vor, sondern er wartete, bis man an ihn herankam, und

die großen Verdienste, die er sich erwarb, wollte er nicht für sich allein in Anspruch nehmen, sondern er meinte immer, sie mit andern teilen zu müssen. Äußerte sich doch Pogge über seinen Reisebegleiter: „Ein fast einfach zu nennender Mann, dabei aber äußerst zartfühlend, tüchtig in seinem Handeln und mehr als bescheiden.“

Und so ist Wißmann bis zum letzten Augenblicke seines Lebens der einfache, bescheidne und vor allen Dingen seinen Nebenmenschen gegenüber bis aufs zarteste empfindende rücksichtsvolle Mann geblieben.

Raum war er nach der dritten Reise fest auf den Beinen und nach Deutschland zurückgekehrt, so hieß es abermals: Wißmann vor die Front! Stanley war aufgebrochen, um den Deutschen Emin Pascha in den äquatorialen Provinzen Afrikas aufzufuchen und ihn zu „befreien.“ Was wir von dieser Befreiung Emin Paschas durch Stanley zu halten haben, das ist heute allzusehr bekannt. Es bildete sich in Deutschland ein „Emin-Pascha-Entsatzkomitee,“ und es wurde beschlossen, daß Wißmann die Vorhut dieser Entsatzexpedition bilden sollte, um in Eilmärschen von der Ostküste Afrikas aus auf dem nächsten Wege und durch unbekannte Gebiete zu Emin Pascha zu gelangen und ihn zu veranlassen, sich in deutsche Dienste zu stellen. Hier war es, wo Wißmann mich bat, an seiner Emin-Pascha-Entsatzexpedition teilzunehmen.

Die Expedition war ausgerüstet, die unentbehrlichsten Lebensmittel, ebenso Tauschwaren waren angekauft worden, und alles war vorbereitet. Sogar Brillen und Kleider waren für Emin Pascha eingepackt. Wißmann hatte schon Briefe an ihn von seinen Lieben übernommen, als eine andre Wendung kam. Unter dem 15. September 1888 hatte die Deutschostafrikanische Gesellschaft in Berlin eine Eingabe an den Fürsten Bismarck gerichtet, worin sie den Ernst der Lage in Ostafrika darlegte und außerordentliche Machttakte als notwendig erklärte. Die Araber an der Küste waren nicht einverstanden mit der Erhebung der Zölle durch die Ostafrikanische Gesellschaft und mit der ganzen andern Verwaltung. Sie brannten einige Stationen nieder und ermordeten zwei angestellte Europäer. Hier galt es, die Niederwerfung des Aufstandes einem sehr resoluten Manne zu übertragen, von dem man wußte, daß ihm eine genaue Kenntnis der Verhältnisse sowie der Araber und Eingebornen eigen sei.

Fürst Bismarck hatte seinen Blick auf den Leutnant Wißmann gelenkt. Er sagte zu ihm: „Ich vertraue Sie mit der Niederwerfung des Aufstandes der Araber an der ostafrikanischen Küste, dafür sind Sie allein der richtige Mann. Sie haben unter allen unsern Afrikanern jedenfalls die genaueste Kenntnis und reichste Erfahrung betreffs der Verhältnisse Ostafrikas, wenn nicht Afrikas überhaupt. Sie haben Afrika zweimal durchquert, niemals eine Dummheit gemacht und außerordentlich viel Takt und Tapferkeit bewiesen.“ Als Leutnant Wißmann um Instruktionen bat, sagte der Fürst zu ihm: „Ich bin doch nicht der selige österreichische Hofkriegsrat, wie soll ich Ihnen da Instruktionen zukommen lassen; ich kann Ihnen nur eine Instruktion mitgeben, die: zu siegen.“ Der Fürst hat zeitlebens dem verdienten Forscher seine Freundschaft und seine Hochachtung bewahrt. So sagte er später unter anderm einmal zu Wißmanns junger Frau, als sie sich von ihm verabschiedete: „Pflegen Sie mir meinen Wißmann gut.“

In wie glänzender Weise Wisßmann die Instruktion des großen Kanzlers durchgeführt hat, ist uns allen bekannt. Der Kanzler empfahl Wisßmann, in der Kolonie so zu walten, als wenn er des Kaisers Reichskanzler für Ostafrika wäre. Am 1. Januar 1889 wurde Wisßmann zum Hauptmann im zweiten Garderegiment zu Fuß ernannt und als kaiserlicher Kommissar für Deutschostafrika in das Auswärtige Amt berufen.

(Schluß folgt)



Der Volkswitz der Römer

Von Karl Hosius

(Schluß)



iel feiner und liebenswürdiger ist in seinem Witz das Haus der Cäsaren. Von dem Redner Cäsar Strabo weiß Cicero den anmutigen Witz zu rühmen, wie er Tragisches komisch, Ernstes heiter zu behandeln und Dinge des gewöhnlichsten Lebens auf die anmutigste Weise in ein schöneres Licht zu stellen wußte (de or. III, 30). Ebenso sind die Aussprüche des Diktators Cäsar, weniger an Zahl, als man erwarten sollte, durchweg fein, charakteristisch und nur soweit ironiedurchsetzt, daß man bei ihnen das Salz nicht vermißt. Augenscheinlich von dieser, der mütterlichen Seite her hatte dann Augustus die Frohnatur, die Lust zu fabulieren, die er so gern in guten Stunden zeigte, zumal in den gesicherten Zeiten, wo er den Versuch wagen durfte, durch persönliche Leutseligkeit und frohe Laune die Römer den Augustus der Proskriptionen vergessen zu machen. Sein Witz trifft meist nur, aber läßt keinen Stachel zurück. Zu einer sehr mäßigen Mahlzeit eingeladen, hatte er kein Wort des Tadelns, sondern flüsterte nur beim Abschied dem Gastgeber zu: „Ich dachte nicht, daß ich dir so nahe stünde.“ Einem Regimentskommandeur, der seinen Abschied erhalten hatte, aber das Ansinnen an ihn stellte, zur Verschleierung der tatsächlichen Ungnade ihm doch noch ein Geldgeschenk zu machen, wies er an: „Behaupte du nur, es erhalten zu haben, und ich will seine Auszahlung niemals leugnen.“ Einem andern, der in ähnlicher Lage verzweifelt fragte: „Was soll ich meinem Vater sagen?“ versetzte er: „D sage, ich hätte dir mißfallen.“ Bei der Auktion eines tief verschuldeten Ritters ließ er dessen Kopfschmuck kaufen, weil jener trotz seiner drückenden Sorgen darauf hätte schlafen können. Den Tarakonensern, die ihm eine frohe Botschaft zu bringen glaubten mit der Meldung, daß eine Palme auf seinem Altar aufgesproßt sei, gab er die niederschlagende Antwort: „Setzt sehe ich, wie oft ihr mir da opfert“ (Quint. VI, 3, 77). Auch dadurch zeigte er sich als einen von den besten, daß er auch sich selbst zum besten haben konnte. „Mein Narr hat sich in den Schwamm gestürzt,“ so teilte er seinen Freunden mit, als er die begonnene